

Zeitschrift:	Starke Jugend, freies Volk : Fachzeitschrift für Leibesübungen der Eidgenössischen Turn- und Sportschule Magglingen
Herausgeber:	Eidgenössische Turn- und Sportschule Magglingen
Band:	7 (1950)
Heft:	5
Artikel:	Metamorphose : Eindrücke aus Köln 1949
Autor:	Müller, Walter
DOI:	https://doi.org/10.5169/seals-990692

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 12.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

werden. Sein Oberkörper richtet sich steiler auf. Der feine Rhythmus ist zersprungen. Das Laufen wird Arbeit. Auf dem weissen Gesicht liegt Schmerz. Und jetzt, beim Läuten der Glocke zur letzten Runde, muss' er nachgeben. Einen Meter, zwei, drei... Die Beine stampfen wie Kolben. Doch die Schritte werden kürzer. Nach der Kurve eine letzte verzweifelte Anstrengung. Aber nun fliegt Guder Hägg, der Mann, der zum Laufen geboren wurde, der junge Hägg, der Champion, nun fliegt er dem Ziel entgegen. Der Finne kämpft einsam weiter, nicht mehr um den Sieg, aber um den Gesang der finnischen Wälder, um das Licht über den Seen seines Landes, um den Ruhm seiner armen, zerschlagenen, stolzen Heimat. Und aller Augen sind auf dem einsamen Läufer. Und aller Kraft möchte ihm zuströmen. Und aller Wünsche tragen ihn. Auch Hägg scheint das zu spüren. Er schaut zurück. Ein kaum merkliches Winken mit der Hand, ein kaum fühlbares Bremsen der Fahrt. Und nun ziehen sie in die Zielgerade, wieder im Gleichschritt, der Schwede vorn, als Helfer und Motor, der Finne mit neuen Kräften hinterher. Jubelrufe, tobendes Klatschen. Hüte, Zeitungen, Programme fliegen auf die Bahn. Jetzt zerreißt Hägg das Band, jetzt Heino. Beide mit dem glücklich bescheidenen Lächeln des Siegers. Heino hat den Rekord übertroffen, den er aufstellte, bevor er in den Krieg zog. Er hat sich selbst übertroffen. Hägg aber erwies sich der hohen Stunde würdig

und stellte die Geste der Freundschaft über seinen eigenen Ehrgeiz. Als die beiden Arm in Arm quer über den Platz gehen und unter der Tribüne verschwinden, legt sich der Beifall, und eine stille Feierlichkeit zieht durch das Stadion, in der der Dreisprung dort unten und das Kugelstossen dort drüber fast störend wirken.

Diese gleiche Feierlichkeit habe ich erlebt, als nach zweitäigigem Wettstreit die Zehnkämpfer nachts elf Uhr todmüde durchs grosse Haupttor das Olympiastadion in London verliessen. Paul Martin und ich sahen sie an uns vorbeiziehen: Bob Mathias, den Buben aus Kalifornien, der eben seinen Vater und seine Mutter umarmt hatte, sich von seinen stolzen Geschwistern auf den Rücken klopfen liess und so gar nicht wie ein Sieger aussah; den Franzosen Heinrich, einem Jüngling aus Athen gleich; die Skandinavier, die Südamerikaner, Australier, Indier. Sie gehen still und gesenkten Hauptes, jeder für sich und doch brüderlich zusammen. Zuschauer gab es längst keine mehr. Doch wir blieben, bis Licht um Licht erlosch und bis sich beim Schein der Sterne die Geister der grossen Kämpfer versammelt hatten. Zeit und Raum wurden eins: mitten im Häusermeer der Weltstadt rauschten die Pinien von Elis, wehte der uralte Geist des Abendlandes, und aus dem Stadionrund stieg der ewige Traum der Menschheit: «Citius, fortius, altius».

Arnold Kaech

Metamorphose

(Eindrücke aus Köln 1949)

Jede Umgebung formt sich ihren Menschen; doch vermisst sich der Mensch, diese Umgebung selber nach beschränktem Geiste zu kneten, so stossen sich beide gegenseitig in dem Abgrund. Der Krieg hat dieser Anmassung die Krone aufgesetzt und der guten alten Erde die Trümmer einer vergangenen Kultur zur Verdauung angeboten. Klaffender Abgrund — das ist heute der Arbeits- und Tummelplatz, der Ort des Erwachens und des Entschlafens, die Bühne des Vergnügens und des Leidens, der Ofen des Brotes und das Stadion der Spiele für Millionenheere dahintaunder Kreaturen. Da sitzen sie auf dem Schutt, den man früher Haus genannt; sie ducken sich unter Betonfetzen, die wie graue Tücher von jämmerlich verbogenen Stahlgittern herunterhängen. Vor ihnen wachsen wild zerrissene, in schauerlichen Verdrehungen sich windende Eisenbalken aus dem Boden, den keine fruchtbare Erde mehr bedeckt. Ihr täglicher Weg führt sie zwischen Mauern hindurch, dahinter nichts mehr ist als nochmals sinnloses, zerschossenes Backsteingewölbe, und hierauf abermals nichts als Luft, und die ist grau wie die Asche, die aus den Spalten sickert. Grau ist die vorherrschende, die alles bezwingende, die alles zermalmende und auflösende Farbe über den zerstörten Tempeln menschlichen Könnens und Versagens. Ja, das Grau ist überhaupt nicht mehr Farbe, weil es hier gar keine Beziehung zu einer andern Welt hat als zu der der erbarmungslosen Vernichtung, weil es nicht mehr Teil einer bunten, harmonischen Ganzheit ist, sondern schmerzvoll die totale Macht der Disharmonie in unser Bewusstsein prägt. Was noch leuchtende, warme Farbe ausstrahlt, erscheint als fremdes, verirrtes Zeugnis einer unwirklichen Welt, einer Welt, die es hier nicht gibt, in der man

sichern, beschwingten Ganges auf zwei gesunden Beinen dahinschreitet unter der wärmenden Sonne. Wo das apokalyptische Gewitter zynisch noch eine menschliche Behausung unberührt aus dem steinernen Massengrab in die frostige Einsamkeit wachsen liess, da gleitet der Blick ungläubig prüfend über die stumm anklagende Fassade hinunter. Und zu deren Füssen drängen sich Gestalten, die einmal Menschen waren und die nun versuchen, es wieder zu sein. Ihre maskenhaften, abgezehrten Gesichter, ihre glanzlosen, erloschenen Augen bohren sich stur durch die Trümmer ihrer einstigen Hoffnungen; sie sehen das Elend nicht mehr, zu lange hat es am eigenen Körper genagt und ihn ausgesaugt. Ob sie Schönheit und Rhythmus noch empfinden? Ob Elend und Schmerz, ob Freude und Musik sie noch zu schöpferischer Tat hinreissen kann?

Am Fuss eines halbwegs gesunden Gebäudes, wo unablässig Menschen hinein- und herausstrompfen, hockt ein Rumpf im Staube; der Blick sticht glasig aus dem leidverzerrten Antlitz und heftet sich, von der Umwelt unberührt, auf die gegenüber liegende Strassenseite in die Ruinen. Eine verstimmte Gitarre ruht im Schosse dieses menschlichen Wracks, die Finger greifen wahllos in die Saiten, die Lippen formen ohne Gefühl und mit kranker Hast ein abgedroschenes, wildes Lied, zu dem der kurze Beinstummel maschinengleich den Takt schlägt. Von Zeit zu Zeit flattert zögernd ein kleiner Geldschein in die Ekel erregende Mütze neben der gefällten Kreatur, und der Kopf des Sängers bewegt sich nicht dabei, die Augen starren weiter in die Leere, nur ein Zukken geht um den Mund. Hat er es noch nötig zu danken in seinem namenlosen Elend, für das er nichts kann? — Das Leben geht weiter — das Leben? Ja,

was ist Leben — heisst das, durch Ruinen stolpern, den müden, ausgelaugten Körper in die Ecke eines lichterlosen Bunkers werfen, um den Hunger im Schlaf zu vergessen? Heisst Leben, um die nackte Existenz betteln?

Ich eile voran, ich suche es — das Leben. Da wo Stein und Eisen das Zepter führen, wo Stahl und Beton triumphierend gegen den Himmel ragen, um dann unter dem Blitz der unbekümmerten Naturgewalten zu Staub gewandelt in die Hölle zu fahren — ja, da finde ich es nicht, kann ich es niemals wieder finden. Der Weg führt mich weiter — er führt gegen den Horizont hin, dorthin, wo sich die grauen Nebel zerreißen. Die Trümmer werden seltener; sie sind durchbrochen von einer andern Farbe, von einer richtigen Farbe! Und diese Farbe bedeutet Hoffnung, Wiedergeburt. Wahrhaftig, grüne Flächen dehnen sich aus, zuerst spärlich, dann immer häufiger, immer mächtiger und saftvoller. Die Steinwüste liegt hinter mir; ich schaue nicht zurück, ich müsste sonst vor dem Nichts erstarren. Doch hier ist gute Erde, hier kann der Boden noch gebären. Herrliche Bäume wuchern kraftvoll über die Landschaft und verwandeln sie in einen Naturpark von erhabener Größe. Der gesunde Atem lebenden Holzes bricht aus den knorrigen Stämmen; er zwingt die Lungen, sich voll zu schöpfen, er befreit den Menschen aus den Ketten seines Höhlendaseins, gibt ihm die Kraft zum Aufschauen. Und dann sehe ich über mir das Blau des Himmels; ja tatsächlich, er ist blau hier draussen, der Himmel, und friedlich segeln schneeweisse Wolken auf ihrer Bahn dahin ...

Wiesen, Bäume, Wolken, Wasser, Himmel — freie, ewig freie, unsterbliche Natur, du bist ein Quell wahren Lebens, du könntest dem Menschen zur Erlösung werden aus dem Sklaventum seiner entfessel-

ten Zivilisation. Da — hineingebettet mitten in die weite Lichtung des summenden und webenden Waldes fliesst ein herrlicher Rasenteppich dahin. Und auch er ist bewegt von einem weltumspannenden Rhythmus, den wir immer wieder suchen, erfüllen müssen, und den nun sie mit ihren beherrschten Körpern zum Ausdruck bringen wollen — ja, sie, diese jungen Menschen, die sich plötzlich vor meinen Augen auf dem Rund eines unversehrten Stadions tummeln. Ist das möglich, gibt es das noch hier am Rande des kaum erloschenen Feuermeeres, dessen glühende Wogen die Blüte einer Stadt im Zeitraum eines Atemzuges in Asche warfen? Wahrhaftig, da laufen, springen, werfen sie mit ungebrochener Lust, mit athletischem Schwung, in gelöster, freier Bewegung, gesund an Leib und Seele — in dieser Umgebung, die eben nicht anders sein kann als lebenssprühend, lebensspender. Gewandte Burschen und ranke Mädchen werden hier durch die hohe Schule der Selbstdisziplin zu Mut, Vertrauen und Schönheit hingeführt. Ruhig, mit leuchtenden Augen blicken sie nach dem Speer, der mit Wucht geschleudert durch die klare Luft fliegt und dann zitternd in den Boden fällt, — alles kehrt zu Mutter Erde zurück ...

Der Abend sinkt auf diese Stätte der Hoffnung, der Wiederauferstehung; die da in freudvoller Arbeit sich selbst erleben durften, ziehen heimwärts. Sie haben gelernt und lernen es jeden Tag aufs neue, in sich hinein zu horchen, ihren ureigensten Rhythmus zu suchen, denn der allein darf ihnen die zu erfüllende Aufgabe diktieren. — Und dann mögen diese Menschen wohl dereinst in die Trümmer zurückkehren, denn sie müssen ja aller Vergänglichkeit zum Trotz wieder aufbauen — auch dort!

Walter Müller

Neuanlage und Pflege eines Rasensportplatzes

Vorwort: In England sollen die schönsten Rasenspielplätze zu finden sein, und die sich damit befassenden Spezialisten geniessen Weltruf. Wir wissen, dass in England Tennis (Lawn-Tennis) auf Rasenplätzen gespielt wird und fragen uns deshalb mit Recht, wie es möglich ist, derart egale und feste Rasenteppiche zu erhalten. Zwei Faktoren scheinen hier ausschlaggebend zu sein: einmal ist das englische Klima dem Rasen ganz besonders zuträglich, und zum andern besitzen die Engländer Kenntnisse über Rasenpflege, wie sie uns noch weitgehend fehlen. Es versteht sich deshalb von selbst, dass sich die Eidgenössische Turn- und Sportschule bemüht hat, von einem englischen, jetzt in der Schweiz ansässigen Rasenspezialisten in seine Geheimnisse eingeweiht zu werden.

Herr Donald Harradine von Magliasso-Lugano war so freundlich, uns die nachfolgenden Angaben zu machen. Er erklärte sich auch bereit, uns alle an uns gestellten Fragen gerne zu beantworten.

Neuanlage

Die Beschaffenheit des Bodens ist sehr wichtig. Das Terrain muss gut wasserdurchlässig sein. Ist dies nicht der Fall, so muss für eine künstliche Entwässerung gesorgt werden. Dazu bestehen verschiedene Möglichkeiten. Es wird daher immer vorteilhaft sein, den Spezialisten schon beim Bau der Anlage zuzuziehen. Liegt die Wasserundurchlässigkeit des in Frage kommenden Geländes am Untergrund, so wird sich eine Drainage mit Röhren aufdrängen. Unter Umständen ist es sogar notwendig, unter die mindestens 18 cm hohe Humusschicht eine Lage Schlacke einzufügen. Die beste Drainage und Unterlage ist aber wertlos, wenn die darüber liegende Erde das Wasser nicht durchlässt. Bei solchen schweren Böden muss unbedingt die Oberschicht behandelt werden. Dies geschieht mit Torfmull und Sand. Im Höchst-

falle kann bis zu 40 % Torfmull und 10 % Sand beigemischt werden. Der Sand darf nicht zu feinkörnig sein, da feiner Sand bindet. Am besten eignet sich eine 3-mm-Körnung. (Wird der Sand selbst gesiebt, so ist darauf zu achten, dass er ein Gitter von 4 mm Durchmesser passiert, bei einem Maschennetz von 2 mm Durchmesser aber zurückbleibt.)

Das Anbau-Vorgehen ist etwa folgendes: Der alte Rasen wird abgedeckt und auf die Seite gelegt, oder es wird darauf ein Komposthaufen angelegt. Dann wird die ganze Fläche auf eine Tiefe von etwa 40 cm umgegraben und je nach den Verhältnissen mit Torfmull und Sand vermengt. Normaler Boden braucht etwa 4 kg Sand und 2 kg Torfmull auf den Quadratmeter. Leichter Boden wird mit Torfmull allein auskommen. Die ganze Fläche ist dann sorgfältig mit Egge, Rechen und Kräuel zu bearbeiten. Nachher ist gut zu walzen und zu stampfen; das Samenbeet muss sehr fest werden; man muss darauf gehen können, ohne Fußspuren zu hinterlassen. Vierzehn Tage vor dem Ansäen ist der Boden gut zu düngen. Dies ist sehr wichtig, denn ohne Nahrung kann der Samen nicht richtig gedeihen. Für die durchschnittlichen Bodenverhältnisse in der Schweiz genügen 60 g Superphosphat und 15 g Ammoniumphosphat auf den Quadratmeter. Der Dünger ist gut einzuhäckeln.

In Ausnahmefällen genügt es, wenn nur die oberste Schicht mit Sand und Torfmull vermengt wird. In allen Fällen aber ist der Dünger schon 14 Tage vor dem Ansäen beizufügen, denn es ist wichtig, dass er einige Tage im Boden verbleibt.